**Cinderella**

**Cinderella** lebte in einem schicken Vorort, der so teuer war, dass die Hypothek wahrscheinlich bis ins nächste Jahrhundert reichte. Ihre Stiefmutter, eine Dame von zweifelhaftem Geschmack und sicherlich ohne Sinn für Ironie, hatte zwei Töchter, die genauso charmant waren wie ein kalter Cappuccino. Cinderella war natürlich nicht Teil dieses „glamourösen“ Lebensstils. Sie wurde zur Hausangestellten degradiert, weil sie es gewagt hatte, besser auszusehen und intelligenter zu sein als der Rest dieser unheiligen Dreifaltigkeit.

Während die Stiefmutter und ihre Töchter den ganzen Tag damit beschäftigt waren, in „exklusive“ Clubs zu gehen, in denen man viel Geld ausgab, um so auszusehen, als ob man kein Geld hätte, musste Cinderella den Haushalt schmeißen. Sie wischte den Boden, der sowieso nie wirklich schmutzig wurde, und servierte Kaffee, der immer zu heiß oder zu kalt war, weil die Stiefschwestern sich nicht auf eine Temperatur einigen konnten. Aber Cinderella beschwerte sich nicht. „Immerhin ist es besser als eine Reality-Show“, dachte sie bei sich.

Eines Tages flatterte eine Einladung zu einer riesigen Party ins Haus – veranstaltet von **Prinz Charming**, der reichste Typ der Stadt, der durch reines Glück oder einen teuren Anwalt zu seinem Vermögen gekommen war. Der Prinz war ein wandelndes Klischee: makelloses Lächeln, viel zu perfekte Haare und so hohl, dass man den Hohlraum als Lagerraum hätte nutzen können. Aber er war reich, und das war schließlich alles, was zählte.

Natürlich wollten die Stiefschwestern zur Party. Sie verbrachten Tage damit, über ihre Outfits zu streiten, die sowieso alle gleich aussahen – wie wenn man eine Discokugel mit einem Seifenblasenbad kreuzt. „Du kannst nicht mitkommen“, verkündete die Stiefmutter hämisch zu Cinderella, die gerade damit beschäftigt war, die fünfte Runde Wäsche zu waschen. „Du hast ja nicht mal was Anständiges zum Anziehen!“

„Na klar“, dachte Cinderella. „Weil ich ja mein letztes Gehalt für Gucci-Ballkleider ausgegeben habe.“ Aber sie zuckte nur die Schultern und ging wieder an die Arbeit, denn sie wusste: Das Leben ist ein Marathon, kein Sprint.

Der Abend der Party kam, und während die Stiefschwestern ihre hoffnungslosen Flirtversuche vorbereiteten, saß Cinderella allein in der Küche und träumte von einem Glas Wein. Plötzlich, in einer Wolke von Glitzer und ironischer Überheblichkeit, erschien ihre **gute Fee**. „Wirklich?“, sagte Cinderella, als sie die Fee sah. „Ich hätte mir eher eine Putzkraft gewünscht, aber gut.“

Die Fee lächelte zuckersüß. „Du willst also auf diese Party? Klar, warum nicht. Ich habe gerade ein paar Zaubersprüche übrig. Sieh’s als Wohltätigkeit.“

Mit einer schwungvollen Geste zauberte die Fee ein atemberaubendes Kleid für Cinderella – und natürlich, **die Glaspantoffeln**. „Ein praktisches Schuhwerk wäre jetzt zu viel verlangt, oder?“, fragte Cinderella skeptisch, während sie die unbequemen Dinger anprobierte. „Ach, hör auf“, erwiderte die Fee. „Leid ist Teil des Stils. Jetzt geh und hab Spaß – aber vergiss nicht, um Mitternacht wieder hier zu sein. Magische Arbeitsstunden enden exakt dann, weil… Magie Gewerkschaftsregeln hat.“

Und so zog Cinderella los, stolpernd in ihren Glaspantoffeln, aber immerhin sah sie dabei umwerfend aus. Als sie die Party betrat, fiel sofort auf, dass die Stiefschwestern in ihren aufwendigen, aber völlig geschmacklosen Kleidern verschwanden, sobald Cinderella den Raum betrat. Prinz Charming, der gerade darüber nachdachte, ob es wirklich wichtig ist, mehr als zwei Worte in einem Satz zu benutzen, sah sie und war sofort hin und weg – oder zumindest von ihrer Erscheinung beeindruckt.

„Wow, du bist... anders“, sagte der Prinz, nachdem er sich durch eine Flut von Komplimenten gekämpft hatte, die so tief wie eine Pfütze waren. Cinderella lächelte höflich und dachte sich: „Nun, das ist eine tiefgründige Beobachtung. Vielleicht sagt er als Nächstes etwas über die Farbe des Himmels.“

Sie verbrachten den Abend damit, zu tanzen, und obwohl Cinderella immer wieder auf die Uhr schaute, dachte sie: „Wie lange kann man wirklich Interesse vortäuschen?“ Doch gerade als der Prinz anfing, über seine Aktienportfolios zu sprechen, schlug die **Mitternacht**. „Oh verdammt!“, rief Cinderella und rannte los. „Das wäre doch der perfekte Moment, um diese verdammten Schuhe zu verlieren“, dachte sie, und genau das tat sie.

Der Prinz, der noch nie in seinem Leben für etwas wirklich gearbeitet hatte, entschied sich, die **Schuh-Suche** als erste Aufgabe seines Lebens anzugehen. „Ich werde das Mädchen finden, das in diesen Schuh passt“, verkündete er, ohne zu merken, dass eine Vielzahl von Frauen vielleicht einfach mal kleinere oder größere Füße haben könnten.

Nach einer peinlichen Tour durch die Stadt, bei der sich herausstellte, dass der Schuh entweder zu klein oder zu schmerzhaft für fast jede Frau war, kam er endlich zu Cinderellas Haus. Die Stiefschwestern versuchten natürlich ihr Glück, doch das Drama ihrer zerquetschten Zehen war nicht zu übersehen. Als schließlich Cinderella den Schuh anzog, saß er wie angegossen – was ehrlich gesagt überraschend war, weil sich diese Pantoffeln mehr wie Folterinstrumente als Schuhe anfühlten.

„Das bist du!“, rief der Prinz freudig, als hätte er die Lottozahlen richtig geraten. „Möchtest du mich heiraten?“

Cinderella zögerte, dachte an das Luxusleben, das sie führen könnte, und dann an die stundenlangen Gespräche über Autos und Yachten. „Lass uns das Ganze locker angehen“, sagte sie schließlich mit einem verschmitzten Lächeln. „Ich habe noch einige Sachen zu erledigen – wie ein Leben zu führen.“

Und so fuhr Cinderella in den Sonnenuntergang – oder zumindest in die nächste Stadt, wo sie eine eigene Boutique eröffnete, während der Prinz weiterhin nach Frauen suchte, die genau in seine Schuhe passten.

So bekommt **Cinderella** in dieser ironischen, schwarzhumorigen Version nicht nur ihren Schuh, sondern auch die Kontrolle über ihr Leben – mit einer ordentlichen Prise Sarkasmus und der Erkenntnis, dass nicht alle Märchenprinzen die Rettung sind, die sie versprechen zu sein.

Schneewittchen

**Schneewittchen** war nicht das süße, unschuldige Mädchen, das man sich vorstellt, sondern eher die Art von Person, die einem in der Schulzeit das Pausenbrot wegschnappt und dabei noch süß lächelt. Ihre Stiefmutter, die berühmte „böse Königin“, war der festen Überzeugung, dass Schneewittchen nur eine Phase durchmachte. „Sie ist halt rebellisch“, dachte die Königin anfangs. „Vielleicht legt sich das ja, wenn sie älter wird.“

Spoiler: Es legte sich nicht.

Die Königin hatte eine besondere Beziehung zu ihrem **magischen Spiegel**. Jeden Morgen stand sie vor ihm und fragte: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Der Spiegel, der in Wahrheit eher genervt als magisch war, antwortete pflichtbewusst: „Natürlich du, meine Königin.“ Schließlich wollte er keinen Ärger.

Doch eines Morgens war alles anders. Die Königin war schon in schlechter Laune, weil der Friseur es geschafft hatte, ihre Haare grün statt blond zu färben, und dann kam noch der Spiegel mit einem frechen Spruch um die Ecke. „Ja, also, du bist hübsch und so, aber… Schneewittchen hat jetzt definitiv die Nase vorn.“

„Was?“, rief die Königin aus und schoss dem Spiegel einen Blick zu, der ausgereicht hätte, um einen Pflasterstein zum Schmelzen zu bringen. „Dieses pubertierende Gör soll schöner sein als ich?“ Der Spiegel zuckte unsichtbar mit den Schultern. „Tja, Fakten sind Fakten, Schätzchen.“

Natürlich konnte die Königin das nicht auf sich sitzen lassen. Sie beschloss, dass Schneewittchen aus dem Weg geräumt werden musste – und zwar pronto. Sie rief ihren **Jäger**, der so aussah, als hätte er in seiner Freizeit eher Bodybuilding betrieben als die Wälder durchforstet. „Bring das Mädchen in den Wald und… na ja, erledige das halt“, sagte sie nonchalant, als hätte sie ihm gerade den Auftrag gegeben, den Müll rauszubringen.

Der Jäger, der innerlich nur daran dachte, wie er am besten „Ja, klar“ sagen konnte, ohne tatsächlich etwas Schlimmes zu tun, führte Schneewittchen in den Wald. „Hör zu“, begann er. „Die Königin will dich tot sehen, aber ehrlich gesagt hab ich keine Lust, mir Blut auf meine neuen Stiefel zu kleckern. Mach’s dir einfach im Wald gemütlich, und wir tun so, als wäre das hier nie passiert.“

Schneewittchen, die sowieso schon lange von einem „Wald-Abenteuer“ geträumt hatte, dachte sich nur: „Klingt fair.“ Sie setzte sich in Bewegung, während der Jäger mit einem „Ich hab meinen Job gemacht“-Lächeln zurück zum Schloss ging.

Nach einer gefühlten Ewigkeit und mehreren Begegnungen mit fragwürdigen Eichhörnchen, die eindeutig an ihrer Bluse knabberten, stolperte Schneewittchen über eine kleine **Hütte**. „Süß“, dachte sie, „wahrscheinlich so eine Instagram-Hütte, die man für viel zu viel Geld mieten kann.“ Doch als sie die Tür öffnete, erwartete sie keine stylische Lodge, sondern das reinste Chaos. Teller auf dem Tisch, Socken auf dem Boden und ein Geruch, der verriet, dass hier wohl die letzten Hausarbeiten vor Jahren erledigt wurden.

Die **sieben Zwerge**, eine chaotische Mischung aus verschiedenen Persönlichkeiten, waren gerade unterwegs, um im Wald zu „arbeiten“ – was in Wahrheit bedeutete, dass sie den Tag mit Nichtstun und gelegentlichem Goldgraben verbrachten. Schneewittchen, die eigentlich gehofft hatte, ihre Ruhe zu haben, machte sich trotzdem daran, das Haus aufzuräumen. „Warum auch nicht“, murmelte sie sarkastisch, während sie die Teller abspülte. „Ich wollte ja schon immer eine Vorstadthausfrau sein.“

Als die Zwerge nach Hause kamen, waren sie nicht nur überrascht, sondern auch ein bisschen beleidigt, dass jemand ihr geliebtes Chaos aufgeräumt hatte. „Was zur…?“, fragte einer der Zwerge, während ein anderer versuchte, einen Stuhl umzustoßen, um das Gleichgewicht wiederherzustellen. Doch als sie Schneewittchen sahen, fiel ihnen auf, dass es vielleicht nicht so schlecht war, jemanden im Haus zu haben, der tatsächlich wusste, wie man ein Bett macht.

„Du kannst hierbleiben“, sagte der Anführer der Truppe, der sich „Chef“ nannte, obwohl das niemand wirklich ernst nahm. „Aber wir haben ein paar Regeln: Kein unnötiges Aufräumen, kein Drama und vor allem kein... na ja, königliches Gehabe.“ Schneewittchen nickte, obwohl sie innerlich schon Pläne schmiedete, die ganze Bude umzugestalten.

Inzwischen war die **Königin** immer noch stinksauer, dass Schneewittchen nicht erledigt war. Als sie den Spiegel wieder fragte, bekam sie die Antwort, die sie so sehr fürchtete: „Ja, sie lebt noch. Irgendwo bei den sieben Mini-Messies.“ Die Königin rollte mit den Augen. „Natürlich! Warum hätte es auch einfach sein können?“

Sie entschloss sich, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Nach drei fehlgeschlagenen Versuchen mit einer giftigen Krawatte und einem verzauberten Smoothie kam sie auf die **Idee mit dem Apfel**. „Klassiker“, murmelte sie, während sie den Apfel präparierte.

Verkleidet als unschuldige alte Frau (ziemlich schlecht, wenn man bedenkt, dass sie immer noch teuren Lippenstift trug), fand die Königin Schneewittchens Hütte. Schneewittchen, die inzwischen so gelangweilt von den Zwergen war, dass sie jede Abwechslung willkommen hieß, öffnete bereitwillig die Tür. „Apfel?“, fragte die Königin. „Natürlich“, dachte Schneewittchen, „weil das die Lösung für all meine Probleme ist.“ Sie biss trotzdem hinein, weil – na ja, wer würde schon einen geschenkten Apfel ablehnen?

Kaum hatte sie den Bissen genommen, fiel sie in einen tiefen Schlaf, der so überzeugend war, dass selbst die Zwerge nicht merkten, dass sie nur versucht hatte, dem Hausarbeitstag zu entkommen.

**Prinz Charming**, ein Typ, der eher durch Zufall vorbeikam, hörte von der schlafenden Schönheit und dachte sich: „Warum nicht?“ Mit dem Charme eines zweitklassigen Filmhelden drückte er ihr einen Kuss auf – der übrigens ziemlich peinlich war, da sie immer noch einen Apfel im Mund hatte.

Schneewittchen wachte auf, sah den Prinzen an und sagte trocken: „War das wirklich nötig?“

Und so lebten sie – nicht wirklich glücklich, aber zumindest in einem Zustand des friedlichen Nebeneinanders, in dem jeder wusste, dass Märchen viel besser sind, wenn man sie nicht zu ernst nimmt.

Rotkäppchen

**Rotkäppchen**, die eigentlich nur „Marie“ heißt, trägt immer eine rote Jacke. Nicht, weil sie modisch so versiert wäre, sondern weil ihre Mutter beim Ausverkauf den Fehler gemacht hat, fünf von diesen Dingern zu kaufen. Rotkäppchen wohnt in einem Vorort, wo die spannendste Aktivität darin besteht, sich über den neuesten Klatsch beim örtlichen Bäcker zu informieren. Doch heute hat sie eine „Mission“: Sie soll ihrer Großmutter etwas zu essen bringen, weil diese sich mit einer Grippe hingelegt hat. „Als ob sie sich nicht einfach eine Suppe bestellen könnte“, denkt sich Rotkäppchen, aber da ihre Mutter auf „Traditionen“ steht, geht’s los.

Mit einem lächerlich überladenen Korb voller Bio-Gemüse – denn ihre Mutter ist ja jetzt „gesundheitsbewusst“ – macht sich Rotkäppchen auf den Weg durch den Park. Klar, ein Bus oder Taxi wäre bequemer gewesen, aber nein, die gute alte **Abkürzung durch den Wald** sei viel „romantischer“, hat ihre Mutter gesagt. „Romantisch ist eine Netflix-Serie und ein Glas Wein“, denkt Rotkäppchen, während sie durch das Gestrüpp stapft und auf ihr Handy schaut.

Plötzlich taucht **der Wolf** auf. Aber nicht so ein gruseliger Typ aus dem Märchenbuch. Nein, dieser Wolf ist eher so eine Mischung aus einem Typen, der es mit Proteinshakes übertreibt, und jemandem, der seine Hemden viel zu eng trägt. „Na, wo geht’s denn hin, Süße?“, fragt er, während er sich lässig an einen Baum lehnt. Rotkäppchen verdreht die Augen. „Klar, der Klassiker“, denkt sie. „Ein Typ, der denkt, er wäre charmant, während er eigentlich nur creepy rüberkommt.“

„Ich besuche meine Großmutter“, antwortet sie gelangweilt, ohne den Blick von ihrem Handy zu heben. „Krank, altes Haus, langweilige Geschichte – willst du noch mehr Details, Sherlock?“ Der Wolf, der zwar aussieht, als hätte er zu viele Fitnessprogramme durchgezogen, aber nicht gerade mit Intelligenz gesegnet ist, sieht seine Chance. „Oh, die kranke Oma? Vielleicht sollte ich sie besuchen“, sagt er mit einem Grinsen, das eher aussieht wie das eines schlecht programmierten Chatbots.

Rotkäppchen hebt eine Augenbraue. „Wow, Wolfie, du hast wirklich einen ausgefeilten Plan. Aber bitte, renn los – vielleicht legst du dich einfach mit der Großmutter an. Sie ist 80, aber sie wird dir wahrscheinlich trotzdem den Hintern versohlen.“

Der Wolf nimmt die Herausforderung an, schnappt sich einen E-Scooter und braust los. Rotkäppchen schüttelt nur den Kopf. „Wahrscheinlich ist das der erste Typ, der es eilig hat, meine Großmutter zu sehen.“

Während sie gemütlich weitergeht, ohne große Eile, genießt sie zumindest die frische Luft. Der Wolf hingegen erreicht das Haus der Großmutter und klopft an die Tür. Großmutter, die nicht gerade die hellste Glühbirne im Kronleuchter ist, lässt ihn herein, weil, warum auch nicht. „Oh, was für große Augen du hast“, sagt sie stirnrunzelnd, als der Wolf hereinstapft.

„Ja, ja, bla bla, große Augen, große Zähne, du kennst die Leier“, brummt der Wolf, der das Spielchen leid ist. „Wo ist dein Bett? Ich will hier schnell durchziehen.“ Die Großmutter sieht ihn schief an und murmelt: „Junger Mann, wenn du so weitermachst, wird das nichts mit deinem Tinder-Profil.“

Kurz darauf liegt der Wolf verkleidet im Bett der Großmutter, eingehüllt in ihre Decke, und wartet auf Rotkäppchen. Doch anstatt erschrocken zu sein, als sie das Haus betritt, schaut Rotkäppchen den Wolf nur mit einem genervten Blick an. „Wirklich? Verkleidest du dich als meine Oma? Was kommt als nächstes? Willst du mir auch noch erzählen, dass du den Ofen vorgeheizt hast und mir einen Kuchen gebacken hast?“

„Was?“, fragt der Wolf verwirrt, während er sich durch die Decke quält, die zu eng um ihn gewickelt ist. „Äh... ja, die großen Augen... und die großen Zähne...“

Rotkäppchen seufzt. „Weißt du, Wolfie, wenn du weniger Zeit mit dummen Plänen verbringen würdest und mehr mit… ich weiß nicht, nachdenken, dann wäre das hier vielleicht anders ausgegangen.“

Gerade als der Wolf überlegt, was als nächstes zu sagen wäre, fliegt die Tür auf und der **Jäger** – nennen wir ihn einfach „Herr Förster“ – steht mit einem Baseballschläger im Anschlag im Raum. „Was ist denn hier los?“, fragt er, als er den Wolf im Bett sieht. „Ach, der alte Wolf-als-Oma-Trick, Klassiker.“

Rotkäppchen zuckt die Schultern. „Ach, ehrlich, ich hab’s satt. Können wir einfach zum Punkt kommen?“ Der Jäger holt mit einem gelangweilten Blick auf den Wolf aus. „Sorry, Kumpel, aber hier ist Feierabend für dich.“

Nach einer kurzen, schmerzhaften Auseinandersetzung liegt der Wolf auf dem Boden, stöhnend und mit einem beleidigten Gesichtsausdruck. „Das war nicht nötig“, murmelt er.

„War’s schon“, antwortet Rotkäppchen trocken, während sie den Deckel des Korbs öffnet. „Will jemand einen veganen Aufstrich?“

Am Ende sitzt Rotkäppchen mit ihrer Großmutter und dem Jäger am Küchentisch, während der Wolf sich leise aus der Hintertür schleicht. „Wieder ein Tag gerettet“, murmelt Rotkäppchen sarkastisch und beißt in eine Karottenstange. „Warum habe ich das Gefühl, dass das nicht das letzte Mal war, dass ich so einen Blödsinn durchstehen muss?“

Und so endet die moderne, sarkastische Version von **Rotkäppchen**, in der kein Held wirklich ein Held ist und in der selbst die bedrohlichsten Wölfe im Grunde nur Typen sind, die schlechte Entscheidungen treffen.

Hänsel und Gretel  
  
Es war einmal ein Geschwisterpaar namens **Hänsel** und **Gretel**, das sich am unteren Ende der Nahrungs-, äh, Familienhierarchie befand. Ihre Eltern – der gutmütige, aber völlig überforderte Vater und die böse Stiefmutter, die eindeutig zu viele Folgen von "Wie werde ich meine Kinder los?" gesehen hatte – lebten in einer ärmlichen Hütte am Rande des Waldes. „Arm wie eine Kirchenmaus“ war hier keine Redewendung, sondern die Realität. So arm, dass die Stiefmutter meinte, dass zwei Münder weniger das Budget erheblich entlasten würden.

Eines Abends, nachdem sie die neusten Kreditkartenrechnungen durchgeblättert hatte, seufzte die Stiefmutter dramatisch und sagte: „Hör zu, wir haben kein Geld mehr für Essen. Die Kinder müssen weg.“ Der Vater, der eher der konfliktscheue Typ war, zögerte kurz, dachte dann aber an seine eigenen Lebensmittelvorräte und stimmte halbherzig zu.

Gretel, die cleverer war als ihr Bruder und die Angewohnheit hatte, an Türen zu lauschen, hörte alles. „Super“, dachte sie sich sarkastisch. „Unsere Eltern planen einen romantischen Waldspaziergang – mit dem kleinen Bonus, uns dort zu vergessen.“ Sie weckte Hänsel, der gerade von einer XXL-Pizza träumte, und klärte ihn über den Plan auf. „Mach dir keine Sorgen“, murmelte Hänsel und grinste. „Ich hab einen Plan.“

Der „geniale“ Plan von Hänsel bestand darin, weiße **Steine** auf den Weg zu streuen, während die Stiefmutter sie durch den Wald führte. „Weißt du, in einer Welt, in der sich unsere Eltern eindeutig nicht für GPS interessieren, werde ich einfach Steine verwenden. Logisch, oder?“

Die Stiefmutter, die das schlechte Schauspiel der fürsorglichen Mutter spielte, führte sie immer tiefer in den Wald. „Hier bleibt ihr, während ich… na ja, irgendwas mache“, sagte sie und verschwand, bevor die Kinder überhaupt antworten konnten.

Dank Hänsels Steinen fanden sie den Weg nach Hause zurück, sehr zur Überraschung der Stiefmutter. „Ach, ihr seid wieder da“, sagte sie mit einem gefrorenen Lächeln, als sie die Kinder an der Tür stehen sah. „Wie... nett.“

Natürlich war die Stiefmutter nicht bereit, ihren Plan aufzugeben. „Das nächste Mal“, murmelte sie, „machen wir es gründlicher.“ Diesmal war Hänsel gezwungen, **Brotkrumen** statt Steinen zu verwenden, weil – Überraschung – man kann Steine nicht essen. „Klar, warum nicht?“, dachte Hänsel. „Brotkrumen, die bekanntlich die perfekte Methode sind, um sich im Wald zurechtzufinden. Keine Sorge, dass die Tiere sie fressen könnten.“

Sie wurden also erneut in den Wald geschickt, diesmal noch tiefer hinein. Die Stiefmutter grinste sich insgeheim einen ab, während Hänsel und Gretel hofften, dass Brotkrumen tatsächlich eine hilfreiche Form von Navigation wären. Spoiler: Waren sie nicht.

Nach einem Tag des ziellosen Herumirrens im Wald, bei dem Hänsel sich ständig beschwerte, dass er „unbedingt ein GPS hätte mitnehmen sollen“, stolperten die beiden über ein **Haus aus Lebkuchen**. „Das ist ja wie eine IKEA-Ausstellung für Süßigkeiten“, meinte Hänsel begeistert, während er anfing, an der Tür zu knabbern. Gretel hingegen war skeptisch. „Eine Hexe, die mit Zuckerbackwerk lockt? Das schreit doch förmlich nach einer schlechten Nachricht.“

Doch kaum hatten sie ein Stück von der Fassade gefuttert, tauchte die **Hexe** auf. Sie sah nicht aus wie die klassischen Horrorgestalten aus Märchenbüchern, sondern eher wie die verrückte Tante, die immer zu viel Parfüm trägt und bei Familienfeiern unangenehme Fragen stellt. „Na, ihr kleinen Naschkatzen“, sagte sie mit einem falschen Lächeln. „Kommt doch rein. Ich habe... Kekse.“

Hänsel, der nichts aus Horrorfilmen gelernt hatte, folgte der Einladung, als wäre er zu einer kostenlosen Verköstigung eingeladen. „Super!“, rief er und stapfte hinterher. Gretel, die wenigstens einen Hauch von gesundem Menschenverstand hatte, folgte mit vorsichtiger Skepsis.

Kaum im Haus, wurde Hänsel in einen **Käfig** gesteckt. „Das ist ja wie ein Fitnessstudio – für Schweine“, sagte die Hexe grinsend, während sie Hänsel täglich mit Essensrationen mästete. „Schön dick wirst du“, meinte sie, während sie ihn ansah, als wäre er das Hauptgericht auf dem Sonntagsbuffet. Hänsel, immer noch optimistisch, dachte sich nur: „Hey, immerhin gibt’s hier genug zu essen.“

Gretel war derweil damit beschäftigt, das Haus aufzuräumen, was sie mit bitterem Sarkasmus kommentierte. „Ja klar, erst werden wir ausgesetzt, dann landen wir bei einer verrückten Hexe und jetzt darf ich hier den Hausdienst übernehmen. Genau das, wovon ich immer geträumt habe.“

Die Hexe hatte natürlich ihren großen Tag geplant: **Hänsel** sollte in den Ofen und servierfertig gemacht werden. Doch Gretel hatte mittlerweile genug vom Putzen und Hämmern. Als die Hexe sie aufforderte, den Ofen zu kontrollieren, tat sie so, als sei sie völlig ahnungslos. „Also, du musst mir das echt mal zeigen. Wo genau ist der Ofen? Ich bin ja so tollpatschig.“

Die Hexe, die dachte, sie hätte es mit einem naiven Mädchen zu tun, beugte sich nach vorne, um den Ofen zu öffnen – zack! Gretel schubste sie in den Ofen und verriegelte die Tür. „Voilà! Gebraten wie eine Weihnachtsgans.“

Mit einem zufriedenen Grinsen befreite Gretel ihren Bruder aus dem Käfig, der nach ein paar Tagen „Luxusfütterung“ etwas rundlicher geworden war. „Zeit, nach Hause zu gehen“, sagte sie, als sie durch die Hütte der Hexe gingen, um sich ein paar Schmuckstücke einzustecken. „Wenn wir schon mal da sind, nehmen wir ein paar Andenken mit. Mama und Papa werden uns lieben.“

Zu Hause angekommen, war der Vater überglücklich, sie zu sehen. „Ach, meine Kinder!“, rief er, während er der Stiefmutter aus dem Weg ging, die offensichtlich insgeheim hoffte, dass sie wirklich weg geblieben wären. Doch mit den Schätzen aus der Hexenhütte war das Familienbudget wieder aufgefüllt, und die Stiefmutter verschwand bald darauf „ganz zufällig“.

Und so lebten **Hänsel und Gretel** tatsächlich glücklich – oder zumindest glücklich genug, dass niemand mehr Pläne schmiedete, sie im Wald auszusetzen.

Max und Moritz

**Max** und **Moritz** waren nicht die süßen, unschuldigen Lausbuben, die man sich vielleicht in einer verklärten Erinnerung vorstellt. Nein, die beiden waren eher die Sorte Kinder, bei denen man sich fragt, ob sie mit dem Chaos-Gen geboren wurden oder ob sie einfach nur Langeweile hatten. Die Nachbarschaft? Ein ständiger Schauplatz ihres unbändigen Drangs, möglichst viel Unheil anzurichten.

Max, der mit seiner zerzausten Frisur und den stets schmutzigen Fingernägeln wie eine Kreuzung aus einem Straßenkater und einem Kleinkriminellen wirkte, hatte immer diesen „Was-wäre-wenn-wir-alles-kaputt-machen“-Blick im Gesicht. Moritz, der stillere von beiden, war nicht besser – sein grimmiges Grinsen verriet, dass er nur darauf wartete, die Welt ein bisschen hässlicher zu machen.

Die beiden Burschen lebten in einem Dorf, das bis zu ihrer Ankunft wahrscheinlich eine Art idyllisches Ruheparadies gewesen war. Doch seitdem Max und Moritz auf der Bildfläche erschienen waren, hatte der Bäcker immer Angst um seinen Teig, der Schneider um seine Nadeln und die Tiere auf dem Bauernhof um ihre ohnehin schon kurze Lebenszeit.

Ihre erste „große Tat“ richtete sich gegen **Witwe Bolte**, eine arme Frau, die nur eins wollte: Ruhe. Ihre Hühner waren ihre ganze Freude, aber Max und Moritz sahen das natürlich anders. „Weißt du, was cool wäre?“, fragte Max eines Tages. „Wenn wir diese dummen Hühner mal so richtig ärgern.“

Moritz nickte und grinste düster. Und so kam es, dass die Hühner von Witwe Bolte eines Tages am Spieß hingen – wortwörtlich. Die armen Viecher wurden in einer präzise ausgeklügelten Aktion durch die Luft gezogen und brachen sich dabei das Genick. Aber hey, für Max und Moritz war das halt „Spaß“.

Doch das war noch nicht alles. Sie warteten, bis Witwe Bolte die Hühner braten wollte, schlichen sich ins Haus und zogen die Tiere heimlich aus dem Bräter. Der Trick? Sie legten die leeren Knochen wieder zurück. Als Witwe Bolte den Deckel hob, erwartete sie einen saftigen Braten – stattdessen fand sie ein paar abgeknabberte Skelette vor. „Ach du liebe Zeit!“, schrie sie, während sie auf den Knien zusammenbrach. Max und Moritz grinsten im Hintergrund wie die kleinen Teufel, die sie waren.

Ihre zweite „Heldentat“ richtete sich gegen **Schneider Böck**. Der arme Kerl war ein Workaholic, der sich seine Näharbeiten nie aus der Hand nehmen ließ. Max und Moritz, die wahrscheinlich ein grundlegendes Problem mit produktiven Menschen hatten, beschlossen, ihm einen kleinen „Streich“ zu spielen. Und was tun Lausbuben in einer Zeit, in der es keine Smartphones gab? Genau: Sie schnitten seine Brücke an, während der arme Kerl auf der anderen Seite des Bachs arbeitete.

Schneider Böck kam nichtsahnend zurück, und als er die Brücke betrat, krachte er mit einem lauten „Platsch“ in den Bach. Max und Moritz, die sich hinter einem Busch versteckt hatten, versuchten, ihr Lachen zu unterdrücken, was natürlich nicht klappte. Schneider Böck, tropfnass und wütend wie ein durchweichter Hund, schwor Rache – doch die beiden Schurken waren schon längst weitergezogen, immer auf der Suche nach dem nächsten Opfer.

Und dann kam die Geschichte mit **Lehrer Lämpel**, einem ernsten Mann, der nur eines wollte: Respekt. Max und Moritz sahen das natürlich anders. „Weißt du, was lustig wäre?“, fragte Max, während er eine fiese Idee ausbrütete. „Wenn wir ihm mal so richtig einheizen.“

Moritz nickte, natürlich. Was sonst?

Sie nahmen ein paar Feuerwerkskörper – weil, warum nicht – und stopften sie in die Pfeife von Lehrer Lämpel. Der arme Kerl, der nur in Ruhe seine Pfeife rauchen wollte, ahnte nichts. Als er das Ding anzündete, explodierte sie in seinem Gesicht und ließ ihn aussehen, als hätte er gerade einen Streit mit einem Grill gewonnen. Max und Moritz? Natürlich längst verschwunden.

Aber wie bei jeder guten Geschichte gibt es auch hier einen Wendepunkt. Max und Moritz, die dachten, sie könnten ewig weitermachen, übertrieben es bei ihrer letzten Tat. Der **Bäcker**, ein Mann von beachtlicher Größe und noch beeindruckenderem Appetit, war nicht jemand, den man unbedingt ärgern sollte. Doch Max und Moritz, in ihrer grenzenlosen Arroganz, beschlossen, sich an seinen Teiglingen zu vergreifen.

Die beiden Lausbuben versteckten sich im Teig, in der Hoffnung, dem Bäcker einen Schrecken einzujagen. Aber der Bäcker, nicht unbedingt für seine Geduld bekannt, rollte sie kurzerhand in den Teig ein und schob sie in den Ofen. „Das habt ihr jetzt davon“, murmelte er, während er die Temperatur hochdrehte.

Max und Moritz realisierten, dass ihre Pläne diesmal vielleicht ein wenig zu weit gegangen waren. Glücklicherweise – oder leider, je nach Perspektive – entkamen sie aus dem Ofen, aber die Sache hatte ihnen einen kleinen Denkzettel verpasst. „Vielleicht sollten wir es mal ruhiger angehen lassen“, meinte Moritz nachdenklich, als sie sich auf den Weg machten. Max zuckte nur mit den Schultern. „Ja, vielleicht.“

Aber wie so oft im Leben holt einen die Vergangenheit irgendwann ein. Der **Bauer Mecke**, der ihnen seit Langem auf der Spur war, bekam endlich seine Chance, als Max und Moritz einen erneuten Versuch unternahmen, seine Kornsäcke zu sabotieren. „Endlich!“, rief der Bauer, während er die beiden Übeltäter in einen großen Sack steckte. Und dieses Mal gab es kein Entkommen.

Das Ende? Nun ja, sagen wir einfach, dass Max und Moritz am Ende im Mühlwerk landeten. Ja, die beiden Lausbuben wurden zu feinem Korn gemahlen – und das auf ziemlich brutale Weise. Schwarzer Humor in seiner reinsten Form.

Und so endet die Geschichte von **Max und Moritz** – zwei Lausbuben, die meinten, sie könnten ewig Chaos anrichten, bis sie schließlich von ihrer eigenen Dummheit eingeholt wurden.

Die Geschichten vom Struwwelpeter

Es war einmal ein Junge namens **Peter**, der den Begriff „Körperpflege“ nur als etwas sah, das andere Leute machten. Er hatte Haare, die aussahen, als hätten sie gerade einen Tornado überlebt, und Fingernägel, die eher an Krallen als an menschliche Hände erinnerten. Aber das war Peter völlig egal.

„Warum sollte ich mir die Mühe machen?“, sagte er zu sich selbst, während er ein weiteres Mal den Kamm ignorierte und seine Nägel weiterhin als improvisierte Gartengeräte nutzte. Sein Haar stand in alle Richtungen, als wäre er der neue Star in einem Horrorfilm. Und seine Hände? Nun, man könnte sie als multizweckfähige Werkzeuge für das Durchkratzen von Beton bezeichnen.

Die Leute im Dorf murmelten hinter seinem Rücken: „Er sieht aus wie der verlorene Cousin des Yetis.“ Aber Peter? Er grinste nur. „Sie sind nur neidisch auf meinen natürlichen Look.“

Tja, und so blieb es. Peter lief weiterhin als wandelnde Wildkatastrophe durch die Straßen, während die restliche Welt sich fragte, ob er irgendwann in einem Best-of-„Schrecklichste Frisuren des Jahres“-Wettbewerb auftauchen würde.

Moral der Geschichte? Sei dreckig, und die Leute lassen dich irgendwann in Ruhe. Oder rufen die Gesundheitsbehörde.

**Die Geschichte vom bösen Friederich**

Friederich war der Junge, vor dem sich selbst Pitbulls fürchteten. Wenn du dachtest, du hättest einen schlechten Tag, dann hast du wohl noch nie mit Friederich Bekanntschaft gemacht. Seine Hobbys? Menschen ärgern, Tiere quälen und alles, was in Reichweite kam, zerstören.

Eines Tages sah er einen kleinen Hund und dachte: „Das ist ja ein tolles Ziel für meine Gewaltfantasien.“ Also jagte er den armen Hund durch den Garten und lachte dabei wie ein manischer Bösewicht aus einem Zeichentrickfilm. Doch das Karma, das nicht bekannt dafür ist, solche Dinge ungestraft durchgehen zu lassen, schlug gnadenlos zu.

Der Hund? Der biss ihn einfach zurück. Und was machte Friederich? Na, er fiel natürlich hin und heulte wie ein Baby. Jetzt lag er im Bett, krank und elend, während der Hund ganz entspannt seine Suppe schlürfte. Ja, du hast richtig gehört – der Hund aß Friederichs Suppe, während der kleine Rüpel zusah und nichts dagegen tun konnte.

Und so endete Friederichs Karriere als Dorf-Bully, während sein treuer Hund nun als „Held der Tiere“ gefeiert wurde. Vielleicht hätte er einfach einen Wellensittich ärgern sollen.

**Die Geschichte vom Daumenlutscher**

„Lutsch nicht am Daumen“, sagte Mama immer wieder zu **Konrad**. Aber Konrad? Der sah die Sache etwas anders. „Was weiß sie schon? Der Daumen ist mein bester Freund.“

Eines Tages, als seine Mutter ihn wieder ermahnt hatte und das Haus verließ, dachte Konrad: „Endlich! Daumenzeit!“ Kaum hatte er sich den Finger in den Mund gesteckt, tauchte plötzlich der fiese **Schneider** auf. Mit einem Satz sprang er herein, eine Schere in der Hand, die aussah, als wäre sie für die Gartenzwerge gedacht, die gerade die Hecke schnitten.

„Tja, Konrad“, sagte der Schneider grinsend, „das war's dann wohl mit deinem Daumen.“ Und schwupps – ab waren sie, die geliebten Daumen. Konrad schrie, aber das half nichts. Die Daumen waren weg, und der Schneider stolzierte aus dem Haus, als hätte er gerade den Preis für „Handwerker des Jahres“ gewonnen.

Jetzt konnte Konrad seine „beste Gewohnheit“ nicht mehr genießen. Stattdessen saß er nur noch da und starrte auf seine stumpfen Hände, während er sich fragte, wie er wohl jemals wieder seine PlayStation benutzen sollte.

**Die Geschichte vom Suppenkaspar**

**Kaspar** war ein selbsternannter Feinschmecker. Aber nicht im guten Sinne. Nein, er weigerte sich schlichtweg, irgendetwas zu essen, das nicht nach Pommes und Cola roch. Als seine Eltern ihm eines Tages eine harmlose Suppe vorsetzten, rümpfte er die Nase und erklärte feierlich: „Ich ess' die Suppe nicht. Die kann weg.“

Die Eltern waren verzweifelt. „Kaspar, iss doch deine Suppe“, baten sie. Aber Kaspar? Der starrte sie an, als hätte man ihm Gift angeboten. Tag für Tag wiederholte sich das Drama, und Kaspar wurde immer dünner und blasser, bis er aussah wie eine wandelnde Skelettherde.

Am fünften Tag war er einfach weg. Pffft. Verhungert. Weil er keine Suppe essen wollte. Währenddessen saßen die Eltern am Tisch und murmelten: „Tja, wenigstens sparen wir jetzt bei den Lebensmitteln.“

Moral der Geschichte? Ess deine Suppe. Oder verhungere. Deine Wahl.

**Die Geschichte vom Zappel-Philipp**

**Philipp** war der Typ Kind, bei dem man sich fragt, ob er innerlich ständig auf einem Trampolin hüpft. Kein Moment verging, in dem er ruhig sitzen konnte. Egal, ob er am Esstisch saß oder in der Schule – Philipp wackelte, zappelte und machte seinem Namen alle Ehre.

Eines Tages, beim Abendessen, hatte sein Vater endgültig die Nase voll. „Philipp“, sagte er mit ernstem Blick, „wenn du nicht aufhörst zu zappeln, passiert etwas Schreckliches.“

Natürlich nahm Philipp das nicht ernst und entschied, dass dieser Moment perfekt wäre, um einen Teller Spaghetti quer durch den Raum zu katapultieren. Das Resultat? Er fiel mitsamt dem Stuhl um, der Tisch geriet ins Wanken, und alles, was darauf stand, landete auf ihm.

Da lag er, unter einer Lawine von Geschirr und Essen, während seine Eltern ruhig den Raum verließen. „Vielleicht hilft das ja“, murmelte sein Vater, bevor er den Fernseher einschaltete.

**Die Geschichte vom fliegenden Robert**

Robert war der Junge, der ständig dachte: „Mir kann doch nichts passieren.“ Eines Tages, als ein Sturm aufkam, entschied er sich, seinen riesigen **Regenschirm** zu schnappen und trotz aller Warnungen hinaus in den Regen zu gehen. „Ist doch nur ein bisschen Wind“, sagte er sich, als er den Schirm aufspannte.

Was dann geschah? Nun, der Wind schnappte sich den Schirm – und Robert gleich mit. Hoch und höher flog er in die Luft, während die Leute aus ihren Häusern schauten und sich dachten: „Na ja, da fliegt er wohl hin.“

Niemand sah ihn je wieder. Vielleicht landete er in einem anderen Land. Oder auf einem Berggipfel. Oder direkt in einer Wolke. Fakt ist: Robert kam nie zurück, und sein Schirm? Der wurde irgendwann von einem Wetterbericht als „anormal großer Flugobjekt“ gemeldet.

Und so enden die Geschichten vom **Struwwelpeter**. Ein buntes Sammelsurium aus Bestrafungen, die aus heutiger Sicht eher an eine makabre Comedy-Show erinnern. Moral? Hör auf, ein Lausbub zu sein – oder finde dich damit ab, in einem übergroßen Ofen oder unter einem Berg von Geschirr zu enden.

Rumplestilzchen  
  
Es war einmal, in einem Königreich, in dem Logik und gesunder Menschenverstand aus irgendeinem Grund vollkommen auf Urlaub waren, ein Müller, der sein Maul einfach nicht halten konnte. Dieser Typ, nennen wir ihn **Müller Lügenbold**, wollte sich unbedingt bei dem örtlichen König einschleimen, der sowieso nichts Besseres zu tun hatte, als durch die Gegend zu reiten und sich dumme Geschichten anzuhören.

Eines Tages verkündete unser tollkühner Müller dem König: „Majestät, meine Tochter kann Stroh zu Gold spinnen!“ Weil der König offensichtlich das Wirtschaftssystem seines Landes nicht verstand oder einfach den Verstand verloren hatte, dachte er: *Wow, das ist ja mal 'ne marktwirtschaftliche Innovation!*

„Bringt sie her!“, rief der König, und schon wurde die arme Müllerstochter in den Palast gezerrt. Nun, sagen wir mal, sie war wenig begeistert von der Vorstellung, dass ihr Vater sie in ein ziemlich unmögliches Versprechen hineingelogen hatte. Doch anstatt einfach zu sagen: „Hey, ich glaube, mein alter Herr hat mal wieder zu tief ins Bierfass geschaut“, wurde sie in einen Raum voller Stroh gesperrt und bekam die Anweisung: „Spinn das bis morgen zu Gold, oder ich schicke dich auf eine sehr lange, sehr unfreiwillige Kaffeepause... im Kerker.“

Die Müllerstochter setzte sich auf den Haufen Stroh, und während sie so dasitzt und auf ihr Ende wartet, erscheint plötzlich dieser winzige, mysteriöse Typ mit der Aura eines gealterten Stand-up-Comedians – **Rumpelstilzchen**. Warum er so klein war? Vielleicht, weil er so viele schlechte Deals gemacht hat, dass ihn die Welt einfach kleiner werden ließ.

„Du siehst aus, als könntest du ein wenig Hilfe gebrauchen“, sagte er und grinste dabei wie ein Gebrauchtwagenhändler mit einem besonders miesen Angebot.

„Was willst du?“, fragte die Müllerstochter, während sie hoffte, dass das Ganze nur ein Fiebertraum war.

„Tja, ich mach dir einen Deal. Ich spinne das Stroh zu Gold – kein Problem für mich. Aber du gibst mir... na ja, wie wär’s mit deinem **Halsband**?“

Da sie absolut keine andere Wahl hatte, weil, nun ja, sie kein Zauberer war und ihr Vater ein Idiot, willigte sie ein. Zack, bumm, und das Stroh war Gold. Der König? Der war begeistert und dachte, er hätte das Jackpot-Los gezogen. Aber anstatt einfach zufrieden zu sein und die Sache gut sein zu lassen, dachte er: *Warum nicht noch mehr Gold?* Logisch, oder?

Am nächsten Tag landete sie in einem noch größeren Raum mit noch mehr Stroh. „Mehr Gold, oder du machst Bekanntschaft mit der örtlichen Guillotine“, verkündete der König, der anscheinend eine sehr niedrige Toleranzgrenze für Menschen ohne magische Fähigkeiten hatte.

Natürlich kam Rumpelstilzchen wieder. Dieses Mal verlangte er ihren **Ring**. Okay, fair genug, dachte sie. Es war ein hässlicher Ring, und sie hatte sowieso nicht viel Auswahl. Also, wieder ein Deal, wieder Gold.

Aber, weil Gier bekanntlich keine Grenzen kennt und der König in Sachen menschlicher Anstand sowieso schon am Boden kratzte, sperrte er sie am dritten Tag in den größten Raum des Schlosses ein. Diesmal dachte er: *Hey, warum nicht einfach ALLES in Gold verwandeln?*

Jetzt war die Müllerstochter mit ihrer Geduld am Ende. Und wie sollte es anders sein? Wieder tauchte Rumpelstilzchen auf, diesmal mit einem noch breiteren Grinsen. „Okay, was hast du dieses Mal für mich?“, fragte er, während er sich die Hände rieb wie jemand, der bei einem illegalen Glücksspiel gewonnen hat.

„Ähm… ich hab nichts mehr“, sagte sie, während sie nervös ihren Blick über den Berg von Stroh schweifen ließ.

„Kein Problem“, meinte Rumpelstilzchen, „du kannst mir einfach dein **erstgeborenes Kind** geben.“ Du weißt schon, ganz casual, als wäre das ein normaler Tauschhandel.

Und was macht sie? Natürlich sagt sie: „Klar, klingt gut.“ Weil nichts so durchdacht ist wie ein Deal mit einem winzigen Zauberer, den du gerade erst kennengelernt hast.

Wie auch immer, Rumpelstilzchen machte sein Ding, das Stroh wurde zu Gold, und die Müllerstochter wurde zur Königin. Happy End, oder? Na ja, nicht ganz.

Ein paar Jahre später, als sie tatsächlich ein Kind bekam (man fragt sich, ob sie in der Zwischenzeit völlig vergessen hat, dass sie den Deal ihres Lebens abgeschlossen hatte), taucht Rumpelstilzchen wieder auf. „Zeit, die Schulden zu begleichen!“, verkündete er freudig, als ob er gerade die Pizza geliefert hätte, die sie bestellt hatte.

„Oh nein!“, rief die Königin. „Nicht mein Kind! Kann ich nicht was anderes anbieten? Ein Palast? Eine Armee? Meinen Ehemann vielleicht?“

Aber Rumpelstilzchen, inzwischen wohl ziemlich auf diese Baby-Sache fixiert, ließ sich nicht beirren. „Okay, okay, ich bin ja kein Unmensch“, meinte er großzügig. „Du hast drei Tage Zeit, meinen Namen zu erraten. Schaffst du das, behalte dein Kind. Schaffst du es nicht, gehört es mir.“

Also begann die Königin, jeden Namen auszuprobieren, den sie je gehört hatte. Sie versuchte wirklich alles – von „Kevin“ bis „Lord Voldemort“, aber nichts funktionierte. Am dritten Tag jedoch – Überraschung! – belauschte einer ihrer Diener zufällig Rumpelstilzchen in der Nähe des Waldes, wo er sich offensichtlich in aller Ruhe darüber freute, wie clever er war: „Hehe, niemand wird jemals meinen Namen erraten – **Rumpelstilzchen**!“

Das war’s dann. Die Königin erschien vor ihm mit einem triumphierenden Grinsen: „Ist es vielleicht… Rumpelstilzchen?“ Der Gesichtsausdruck dieses kleinen Typen? Unbezahlbar. Als hätte er gerade erfahren, dass sein Lieblings-Fußballteam abgestiegen ist.

Wütend und in bester „Ich-bin-ein-schlechter-Verlierer“-Manier, begann Rumpelstilzchen herumzuhüpfen, bis er – und hier wird es interessant – so wütend wurde, dass er buchstäblich in den Boden versank und verschwand. Kein dramatisches Feuerwerk, kein „bis zum nächsten Mal“. Einfach weg.

Und das war das Ende von Rumpelstilzchen, dem vielleicht schlechtesten Vertragsverhandler aller Zeiten.

Moral der Geschichte? Pass auf, mit wem du Deals abschließt. Und sei vorsichtig, wenn du mit kleinen, seltsamen Männern verhandelst – sie könnten dir nicht nur dein Kind, sondern auch dein Vertrauen in Verhandlungen rauben.

Der Froschkönig  
  
Es war einmal eine **Prinzessin**, die nicht nur in einem Schloss lebte, sondern auch das Talent besaß, Dinge zu verlieren – hauptsächlich Dinge von immensem Wert. Eines Tages spielte sie im Schlossgarten mit ihrer Lieblingsgoldkugel, weil, was macht man sonst mit einem der wertvollsten Gegenstände des Königreichs, wenn nicht damit herumwerfen? Natürlich war sie nicht besonders geschickt und – Überraschung – die Kugel fiel direkt in den Brunnen.

Die Prinzessin starrte in den Brunnen hinunter und dachte: „Tja, das war’s dann wohl. Neue Kugeln gibt’s sicher im Palast-Souvenir-Shop.“ Doch bevor sie sich davonmachte, hörte sie plötzlich eine seltsame Stimme aus dem Brunnen:

„Hey, brauchst du Hilfe, oder schaust du gerne weinend in Löcher?“

Sie blickte nach unten und entdeckte einen Frosch, der auf der Wasseroberfläche schwamm und sie mit dem Blick eines übermotivierten Lebenscoaches ansah. *Fantastisch*, dachte sie. *Jetzt bekomme ich Ratschläge von einem grünen Schleimball.* Der Frosch quakte weiter: „Ich könnte dir die Kugel holen, aber ich mache nichts umsonst, Prinzessin.“

„Okay“, sagte sie gelangweilt, „was willst du? Gold? Ein Schloss? Ein eigenes Reich, in dem du nach Lust und Laune quaken kannst?“

„Nein, nein“, sagte der Frosch mit einem listigen Lächeln. „Ich will was Besseres: Du nimmst mich mit in dein Schloss, lässt mich an deinem Tisch essen, in deinem Bett schlafen und... ach ja, du musst mich küssen.“

Die Prinzessin zog eine Augenbraue hoch. „Du meinst, du willst in meinem Schloss chillen, auf meinem Kissen sabbern und dann noch einen Kuss? Ernsthaft, wie einsam bist du eigentlich?“

Der Frosch grinste. „Du willst deine Kugel oder nicht?“

Da die Prinzessin offensichtlich nicht wusste, wie man **Google Maps** benutzt, um den nächsten Goldkugel-Laden zu finden, stimmte sie dem Deal zu. Der Frosch tauchte ab, kam mit der Kugel zurück und strahlte triumphierend. *Super*, dachte sie, *jetzt habe ich einen schleimigen Mitbewohner.*

Also nahm sie den Frosch, und zurück ins Schloss ging’s. Am Abend, als die Prinzessin gerade dabei war, ihr prächtiges Drei-Gänge-Menü zu genießen, hüpfte der Frosch herein und plumpste direkt auf ihren Teller.

„Hey, Prinzessin“, quakte er fröhlich, „du hast doch gesagt, ich darf mit dir essen.“

„Ich habe gesagt, du darfst im Schloss sein“, antwortete sie trocken. „Nicht, dass du mir das Essen ruinierst.“

Der Frosch, ganz der unaufhaltsame Optimist, ignorierte das und begann mit einem der Brotkrusten zu spielen. „Lecker“, sagte er, während er sabbernd zusah, wie sie versuchte, nicht die Augen zu verdrehen.

Später, als sie ins Bett ging, tauchte der Frosch wieder auf. „Ach ja, das mit dem Schlafen im Bett – du erinnerst dich, oder?“

„Oh, ich erinnere mich“, seufzte sie und warf ihn dann einfach – elegant wie ein Frisbee – auf ein Kissen neben ihr. Der Frosch kuschelte sich ein, als wäre er gerade im Fünf-Sterne-Hotel angekommen. Und da lag er dann, schnarchend, während die Prinzessin sich fragte, wie genau ihr Leben so schnell den Bach runtergehen konnte.

Am nächsten Morgen, nachdem sie den Frosch schon fast vergessen hatte und sich in den Schlossgärten erfrischen wollte, hüpfte das kleine Ungetüm plötzlich vor sie. „Du hast was vergessen, Prinzessin. Zeit für den großen Kuss.“

„Du meinst, das war nicht nur ein Witz?“, fragte sie entsetzt.

„Oh, nein. Das war bitterer Ernst.“

Mit einem Grinsen, das eher an das Lächeln eines Versicherungsvertreters erinnerte, der gerade den größten Deal seines Lebens abgeschlossen hatte, sah der Frosch sie erwartungsvoll an. Die Prinzessin zögerte. „Kann ich dir nicht einfach ein paar Münzen zustecken und wir vergessen die Sache? Vielleicht ein nettes Schlammloch als Entschädigung?“

Aber nein, der Frosch war hartnäckig. Also seufzte die Prinzessin, nahm das glitschige, grüne Ding und drückte ihm einen Kuss auf die Stirn. In diesem Moment – Puff! – verschwand der Frosch, und vor ihr stand ein *junger Prinz*. Natürlich, weil jeder Frosch insgeheim ein verfluchter Adliger ist. Klassisch.

Der Prinz, der anscheinend seit Jahren nichts als Froschquaken gehört hatte, sprach endlich: „Danke, Prinzessin! Du hast mich erlöst! Jetzt können wir heiraten und glücklich bis ans Ende unserer Tage leben!“

Die Prinzessin starrte ihn an, als hätte er gerade angeboten, ihr einen Mixer zu verkaufen. „Moment mal, warte kurz“, sagte sie. „Du meinst, ich musste dich küssen, damit du aus deiner amphibischen Phase herauskommst, und jetzt erwartest du, dass ich dich heirate?“

„Äh… ja“, stotterte der Prinz. „Das ist doch die klassische Lösung, oder?“

„Klassisch vielleicht“, antwortete sie trocken. „Aber ich hab einen viel besseren Plan: Du gehst jetzt nach Hause, ich behalte mein Bett für mich, und du suchst dir eine andere, die auf Prinzen in Froschgestalt steht.“

Der Prinz, nun leicht verwirrt und definitiv enttäuscht, versuchte zu protestieren. Doch die Prinzessin klatschte in die Hände, und zwei Wachen erschienen. „Bringt den hier zurück in sein Königreich“, sagte sie nonchalant. „Und nehmt ihm einen Frosch zum Kuscheln mit. Vielleicht hilft’s.“

Während der Prinz weggeführt wurde, dachte die Prinzessin nur: *Gott sei Dank. Nächstes Mal, wenn ich eine Kugel verliere, geh ich einfach in den Keller und hol mir eine neue.*

Und so lebte die Prinzessin glücklich und froschfrei bis an ihr Lebensende.

Moral der Geschichte? Wenn dir ein schleimiger Frosch einen Kuss abverlangt, überleg dir zweimal, was du versprichst. Vielleicht bekommst du keinen Prinzen, sondern nur einen Kerl, der dringend eine Therapie braucht.

Die Bremer Stadtmusikanten

Es war einmal eine Ansammlung von Tieren, die allesamt von ihren Besitzern gefeuert wurden, weil sie entweder alt, nutzlos oder einfach zu laut waren – also quasi eine tierische Version der Midlife-Crisis.

Da war zuerst der **Esel**. Der hatte sein ganzes Leben lang geschuftet, Säcke getragen und wurde nun, da er nicht mehr so richtig zackig war, einfach aufs Abstellgleis geschoben. Sein Besitzer sagte nur: „Du frisst mehr, als du arbeitest“, und das war’s dann. Der Esel dachte sich: *Super, ich habe nur noch wenige Zähne und kaum noch Rücken, aber warum nicht Musiker werden?* Offensichtlich war das die einzig logische Karrieremöglichkeit für einen überarbeiteten Esel.

„Ich gehe nach Bremen, um Stadtmusikant zu werden!“, rief er optimistisch – als ob Bremen gerade darauf gewartet hätte, dass ein lahmer Esel ihre Musikszenen revolutioniert.

Auf dem Weg dorthin traf er einen **Hund**. Der war auch nicht mehr der Jüngste und wurde von seinem Herrn mit den Worten „Du bist zu langsam, um noch irgendwas zu bewachen“ in den Ruhestand geschickt. Der Hund hatte aber nicht so viel Lust auf die Altersheim-Version eines Hundelebens. Also schloss er sich dem Esel an, weil... wer will nicht mit einem Esel, der zufällig Musik machen will, auf Tournee gehen?

Ein paar Kilometer weiter trafen sie auf eine **Katze**, die aussah, als wäre sie durch fünf Leben in einem durchgejagt worden. Ihre Besitzer hatten sie rausgeworfen, weil sie keine Lust mehr auf Mäusejagd hatte. Die Katze hatte sich die Rente anders vorgestellt – ein Leben auf dem Fensterbrett und keine Sorgen mehr. Doch stattdessen landete sie auf der Straße. „Komm mit“, sagte der Esel, „wir gründen eine Band.“

„Ach, warum nicht“, seufzte die Katze. „Wenn ich schon elendig sterben soll, dann wenigstens als Rockstar.“

Als wäre die Band noch nicht wild genug, fanden sie schließlich noch einen **Hahn**, der am lautesten von allen krakeelte, weil er erfahren hatte, dass er in der Suppe landen sollte. „Ich singe doch so schön!“, jammerte er. „Tja“, meinte der Bauer, „aber es ist schwer, deine Kunst zu schätzen, wenn ich dabei verhungere.“

Also schloss sich der Hahn der wilden Truppe an, und so machten sich die vier tierischen Ausgestoßenen auf nach Bremen – obwohl sich niemand wirklich die Mühe machte, mal zu überprüfen, ob Bremen überhaupt Interesse an einem Haufen gescheiterter Existenzen hatte.

Unterwegs wurde es dunkel, und weil sie allesamt nicht die besten Augen hatten – altersbedingt, versteht sich – beschlossen sie, nach einem Schlafplatz zu suchen. Zum Glück entdeckten sie ein Haus, aus dem Licht schimmerte. Doch als sie durchs Fenster spähten, sahen sie, dass das Haus von einer Gruppe **Räuber** besetzt war. Die Tiere, die inzwischen alle möglichen Hirngespinste entwickelt hatten, sahen das als ihre große Chance.

„Ich habe eine Idee“, sagte der Esel, während er den Plan eines „Auftritts“ ausheckte. Sie stellten sich übereinander – der Esel unten, dann der Hund, die Katze und oben der Hahn. Dann legten sie los mit dem, was sie für Musik hielten: ein Mix aus Gebell, Miauen, Krähen und lauten Eselsrülpsern. Ihre Performance? Ein akustischer Albtraum.

Die Räuber, die vielleicht nicht die hellsten Kerzen auf der Torte waren, dachten, sie hätten es mit einem Monster zu tun. Wahrscheinlich war es das schlimmste Konzert ihres Lebens, und sie rannten um ihr Leben, als hätten sie Tickets für die erste Reihe.

Die Tiere, ganz zufrieden mit ihrem *durchschlagenden Erfolg*, plünderten das Haus, aßen alles, was sie finden konnten, und machten es sich gemütlich. *Vergiss Bremen*, dachten sie. *Wir haben ja jetzt ein eigenes Haus und eine voll ausgestattete Küche.*

Doch die Räuber – offenbar nicht ganz so traumatisiert, wie man dachte – schlichen sich später in der Nacht zurück, um das Haus zurückzuerobern. Der Chef der Räuber schickte einen Kerl hinein, um zu schauen, ob das „Monster“ noch da war. Dummerweise hatte er keine Ahnung, dass die Tiere immer noch auf der Lauer lagen.

Zuerst stolperte der Räuber über den Esel, der ihm einen gepflegten Tritt verpasste, als hätte er seine Tage als Lasttier noch nicht ganz hinter sich gelassen. Dann kam der Hund angerannt und biss ihm in die Beine, die Katze sprang ihm ins Gesicht und hinterließ ein paar bleibende Kratzer, und der Hahn krähte, als hätte er gerade die schlechtesten Nachrichten seines Lebens erhalten.

Der Räuber rannte schreiend zurück zu seinen Kumpanen und erzählte ihnen, dass das Haus von einer unbeschreiblichen Bestie bewohnt war, die ihm die Augen auskratzen wollte. Natürlich glaubten die anderen ihm sofort, weil, warum nicht? In einem Märchen gibt es ja nichts Abwegiges.

Und so zogen die Räuber von dannen, während die vier Tiere sich in ihrem neuen Zuhause gemütlich einrichteten. Sie lebten den Rest ihres Lebens in dekadentem Ruhestand und machten sich keinen weiteren Gedanken über Musik oder Bremen. Denn, mal ehrlich, wer braucht schon Ruhm, wenn man ein verlassenes Haus mit einem voll ausgestatteten Kühlschrank hat?

Moral der Geschichte? Wenn dir das Leben Zitronen gibt, dann stell sicher, dass du die Zitronen über die Augen deiner Feinde quetschst und ihr Haus übernimmst.

Der Rattenfänger von Hameln  
  
Es war einmal in der Stadt **Hameln**, einem verschlafenen Nest, das sich vor allem dadurch auszeichnete, dass es absolut nichts Interessantes zu bieten hatte – außer einem massiven **Rattenproblem**. Die Ratten in Hameln waren nicht nur viele, sondern auch extrem dreist. Sie fraßen den Bürgern das Essen weg, schliefen in ihren Betten und veranstalteten jeden Abend wilde Partys, die lauter waren als ein Rockkonzert. Die Menschen in Hameln waren kurz davor, die Stadt einfach abzubrennen und woanders neu anzufangen, als ein mysteriöser Typ mit einer seltsam altmodischen Modeerscheinung in die Stadt kam.

Der Kerl nannte sich der **Rattenfänger**, und obwohl er mit seinen bunten Klamotten aussah wie ein mittelalterlicher Influencer auf einem schlechten LSD-Trip, behauptete er, das Problem lösen zu können. „Ich kann die Ratten für immer verschwinden lassen“, sagte er der Stadtverwaltung und zwirbelte seinen nicht vorhandenen Bart.

Die Bürgermeister und Stadträte, die so überfordert waren, dass sie sich sogar bereit erklärt hatten, auf den Vorschlag eines Typen zu hören, der aussah, als wäre er direkt aus einer Zirkusvorstellung entsprungen, waren sofort dabei. „Okay, klar, was auch immer. Wenn du die Ratten loswirst, kriegst du... äh... sagen wir mal 1000 Goldstücke.“

„1000?“, fragte der Rattenfänger mit einem schiefen Grinsen. „Für diesen Preis kriegt ihr nur das halbe Rattenproblem gelöst – die hübschen bleiben.“

„In Ordnung, 10.000!“, rief der Bürgermeister, der inzwischen den Verstand verlor, weil eine Ratte gerade sein Frühstück verspeiste.

Und so griff der Rattenfänger nach seiner **Flöte** und begann, eine abscheulich schiefe Melodie zu spielen. *Skrillex trifft mittelalterliche Sackpfeife* – so ungefähr klang das. Die Ratten schienen das allerdings als die beste Musik der Welt zu empfinden, denn sie strömten in Scharen herbei, als ob es Tickets für das letzte Konzert auf Erden gab.

Der Rattenfänger marschierte durch die Stadt, und die Ratten folgten ihm wie Groupies auf einer Tournee. Er führte sie direkt in den Fluss, wo sie, einer nach dem anderen, hineinsprangen und ertranken. Warum sie das taten? Tja, wer weiß. Vielleicht mochten sie die Musik so sehr, dass sie dachten, es wäre das Richtige, sich zu opfern.

Nachdem der letzte Nager im Wasser verschwunden war, kehrte der Rattenfänger triumphierend zurück. „So, meine Arbeit ist getan. Jetzt zahlt mal schön.“

Der Bürgermeister, der sich schon ausmalte, wie er sich das gesparte Geld in die Tasche stecken konnte, hatte allerdings andere Pläne. „Äh, weißt du, wir haben uns das noch mal überlegt. 10.000 Goldstücke? Für ein bisschen Flötengepiepe? Komm schon. Das ist doch Wucher. Wie wäre es mit... 500?“

Der Rattenfänger lächelte nur. „500? Nett. Aber ich habe da eine bessere Idee. Wie wäre es, wenn ich statt Geld einfach... eure **Kinder** nehme?“

Die Stadträte und der Bürgermeister lachten laut. „Die Kinder? Na klar, mach das doch. Viel Glück damit. Die sind lauter und nerviger als die Ratten!“ Sie hatten anscheinend die Ironie verpasst, dass ihre eigene Nachkommenschaft als schrecklicher als eine Rattenplage galt.

Der Rattenfänger, unbeeindruckt von ihrer Arroganz, hob wieder seine Flöte an die Lippen und begann eine andere Melodie zu spielen – diesmal jedoch eine Mischung aus Kinderliedern und etwas, das fast wie ein abgedroschener Popsong klang. Die Kinder, die anscheinend genauso schlechten Musikgeschmack wie die Ratten hatten, folgten ihm in Trance. Sie marschierten fröhlich hinter ihm her, direkt aus der Stadt heraus.

Die Eltern standen nur da und sahen zu, wie ihre Kinder mit einem Mann weggingen, der nicht gerade vertrauenserweckend aussah. „Oh, das gibt uns wenigstens einen Nachmittag Ruhe“, seufzte eine Mutter.

Doch als der Nachmittag vorbei war und die Kinder nicht zurückkamen, wurde den Leuten langsam klar, dass der Rattenfänger es vielleicht doch ernst gemeint hatte. „Moment mal“, sagte der Bürgermeister, der gerade dabei war, die Stadtkasse zu zählen. „Vielleicht sollten wir uns Sorgen machen?“

In der Zwischenzeit hatte der Rattenfänger die Kinder in eine Höhle geführt, wo sie verschwanden – vermutlich um für immer in einer Parallelwelt zu leben, in der sie ewige Karaoke-Turniere veranstalteten und mit Flötenmusik zugedröhnt wurden.

Die Eltern in Hameln versuchten verzweifelt, ihre Kinder zurückzubekommen. Sie boten dem Rattenfänger schließlich das gesamte Gold an, das sie hatten, doch es war zu spät. Der Rattenfänger war schon weg, und die Kinder... tja, die würden nie wieder nach Hameln zurückkehren. Und ganz ehrlich? Manche Eltern waren vielleicht gar nicht so enttäuscht darüber.

Moral der Geschichte? Wenn dir ein gruselig aussehender Typ mit einer Flöte sagt, dass er deine Probleme für ein bisschen Kleingeld lösen kann, dann bezahl ihn gefälligst. Sonst kommst du am Ende vielleicht ohne Ratten, aber auch ohne Kinder aus der Sache raus – und dann hast du doppelt so viele Probleme wie vorher.

Der gestiefelte Kater  
  
Es war einmal ein Müller, der nichts auf die Reihe bekommen hatte und seinen Kindern außer ein paar lumpigen Erbstücken nichts hinterlassen konnte. So kam es, dass der älteste Sohn die Mühle bekam (große Freude, jetzt durfte er arbeiten bis zum Umfallen), der zweite den Esel (immerhin ein fahrender Lieferdienst) und der jüngste Sohn – *Trommelwirbel bitte* – den **Kater**. Ja, richtig gehört. Einen Kater. Keine Reichtümer, keine Wunderlampen, sondern ein haariges Vieh mit Krallen, das nur darauf wartete, ihn in den Ruin zu treiben.

„Toll, danke, Vater“, dachte sich der Jüngste sarkastisch. „Was soll ich mit einem Kater anfangen? Ihn melken?“ Der Kater, der zufällig sprechen konnte – weil, warum nicht? – sah ihn mit einer Mischung aus Verachtung und Mitleid an und sagte: „Klar, ich verstehe, du denkst, ich sei wertlos. Aber ich hab da einen Plan.“

Der junge Mann, der nichts zu verlieren hatte außer seinem Stolz (und der war eh schon weg), stimmte zu. „Na gut, was hast du vor? Dich in einen sprechenden Staubsauger verwandeln und die Böden wischen?“

„Noch besser“, schnurrte der Kater. „Ich brauche nur ein paar **Stiefel**. Weil, wenn ich schon Intrigen spinne, will ich dabei wenigstens stilvoll aussehen.“ Und ja, das war der Moment, in dem der Jüngste sich fragte, ob er sich lieber einen Job als Tellerwäscher suchen sollte. Aber stattdessen ging er zu einem Schuster, gab seine letzten Münzen aus und kaufte dem Kater ein paar schicke Lederstiefel.

Stolz stapfte der Kater los, nun mit einem modischen Statement an den Pfoten. „Mach dich bereit, ich mach dich reich“, sagte er. „Oder zumindest nicht mehr so erbärmlich arm.“ Der Jüngste folgte ihm – weil, ehrlich gesagt, hatte er auch nichts Besseres zu tun.

Der Kater stiefelte direkt in den Wald und fing ein paar fette Hasen, die er dann als Geschenk dem König überbrachte. „Dies, mein Herr“, sagte er schleimig, „ist ein Geschenk von meinem Herrn, dem **Grafen von Karabas**.“ (Den Namen hatte er sich natürlich gerade ausgedacht, aber was soll’s – Fake it till you make it, oder?)

Der König, der schon seit Jahren nichts Vernünftiges mehr zu essen bekommen hatte, weil der Koch zu viele Reality-TV-Shows ansah, war tief beeindruckt. „Oh, der Graf von Karabas“, murmelte er, als hätte er je von diesem Möchtegern gehört. „Wie großzügig! Schickt ihm meine Grüße.“ Der Kater ging und grinste dabei wie ein Banker, der gerade ein paar Milliarden unterschlagen hat.

Einige Wochen später hörte der Kater, dass der König und seine Tochter – eine Prinzessin mit fragwürdigem Geschmack und noch fragwürdigeren Frisuren – einen Ausflug am Fluss planten. „Perfekt“, dachte er und kehrte zu seinem Herrn zurück. „Du ziehst dich jetzt aus und springst in den Fluss.“ Der Jüngste, der sich sicher war, dass der Kater ihn endgültig in den Wahnsinn treiben wollte, starrte ihn nur an. „Ich soll was tun?“

„In den Fluss, du Idiot. Keine Sorge, ich hab das unter Kontrolle.“

Also sprang der Jüngste, völlig verstört und nackt, in den Fluss. Genau in diesem Moment kam der königliche Wagen vorbei, und der Kater rannte hysterisch auf ihn zu. „Hilfe! Hilfe! Mein Herr, der **Graf von Karabas**, wurde beraubt!“

Der König, der inzwischen genauso leichtgläubig war wie ein Kind beim Hütchenspiel, stoppte sofort und ließ den „Grafen“ aus dem Wasser ziehen. „Oh nein! Ihr Kleider wurden gestohlen?“ fragte der König mitleidig, während er seinen Dienern bedeutete, den Jüngsten in prächtige Gewänder zu hüllen – weil man so etwas ja immer dabei hat.

Die Prinzessin, die den nassen Typen im neuen Outfit sah, verliebte sich augenblicklich – was beweist, dass die Kombination aus nasser Haut und teuren Klamotten bei adeligen Töchtern offenbar immer zieht. Der König lud den „Grafen“ ein, sie zu begleiten, und der Jüngste, der sich immer noch fragte, ob er in einem Fiebertraum steckte, nickte nur.

In der Zwischenzeit rannte der Kater voraus zu einem nahegelegenen Schloss, das einem **bösen Zauberer** gehörte. „Hört mal zu“, sagte der Kater zu den Bauern und Lakaien des Landes, „wenn der König vorbeikommt, dann sagt ihr ihm, das hier gehört dem Grafen von Karabas. Oder ich komme nachts wieder und sorge dafür, dass ihr euch in eure eigenen Betten verkriecht.“ Die Bauern, die lieber nicht von einem Kater mit Mafia-Tendenzen besucht werden wollten, stimmten schnell zu.

Als der König an den Feldern vorbeifuhr und die Bauern fragte, wem das Land gehöre, riefen sie prompt: „Dem **Grafen von Karabas**, Majestät!“ Der König war tief beeindruckt und dachte sich: *Nicht schlecht, dieser Typ hat mehr Land als ich Verstand.*

Schließlich kam der Kater beim Schloss des Zauberers an. Der Typ war so stereotyp böse, dass man erwarten könnte, er hätte „Ich bin der Bösewicht“ auf die Stirn tätowiert. Der Kater, kein Freund von subtilen Plänen, ging direkt hinein. „Hey, du bist doch der Typ, der sich in alles verwandeln kann, was er will, oder?“

Der Zauberer, der ein narzisstisches Ego so groß wie das Schloss hatte, nickte und grinste. „Natürlich! Willst du sehen, wie ich mich in einen Löwen verwandle?“

Der Kater zuckte nicht mal mit der Wimper. „Pff, einen Löwen? Langweilig. Ich wette, du kannst dich nicht in was Kleines wie eine Maus verwandeln. Das wäre ja viel zu schwierig für dich.“

Der Zauberer, der natürlich auf jede Beleidigung ansprang, verwandelte sich prompt in eine Maus – und der Kater tat, was Katzen halt tun. Er fraß ihn einfach. *R.I.P., böser Zauberer.*

Kurz darauf kam der König am Schloss an und staunte: „Wem gehört dieses prächtige Schloss?“

„Dem **Grafen von Karabas**, natürlich“, antwortete der Kater, jetzt voll in seinem Element. Der König, der keinen Grund mehr sah, an irgendetwas zu zweifeln, sagte: „Also gut, mein lieber Graf, du heiratest meine Tochter und übernimmst das Schloss.“

Und so endete die Geschichte: Der Jüngste heiratete die Prinzessin, bekam das Schloss und lebte von da an reich. Der Kater? Der hatte sich die Füße in seinen Stiefeln plattgelaufen und verbrachte den Rest seiner Tage damit, in Seide zu schlafen und fette Mäuse zu jagen.

Moral der Geschichte? Wenn du jemals die Wahl hast, ein sprechendes Haustier zu erben – nimm es.

Rapunzel

Es war einmal ein Typ namens **Herr Rapunzel** – ja, genau, der Kerl hieß tatsächlich so – der dachte, es wäre eine glänzende Idee, eine Frau zu heiraten, die von Salat besessen war. Seine Frau hatte diese extreme Cravings nach einem Kraut namens **Rapunzel**, was, mal ehrlich, klingt wie die Instagram-Version von Grünkohl. Jeden Tag starrte sie sehnsüchtig über den Zaun zum Garten einer finsteren Hexe, der zufällig genau das wuchs, was sie wollte. Also im Grunde die unheimlichste Urban-Gardening-Version, die du dir vorstellen kannst.

Eines Tages konnte sie sich nicht mehr zurückhalten. Sie schaute ihren Mann mit großen Augen an – der Typ war sowieso schon weichgekocht – und sagte: „Wenn ich nicht sofort dieses Rapunzelkraut esse, werde ich sterben.“ Ein bisschen überdramatisch, aber hey, so läuft das halt, wenn man verheiratet ist. Und Herr Rapunzel, der einfach keine Lust auf Diskussionen hatte, dachte sich: *Okay, ich klettere mal eben über den Zaun und klaue den Salat, bevor mir hier eine Daily Soap draus wird.*

Natürlich erwischte ihn die Hexe. „Oh, du willst also mein Gemüse klauen?“ sagte sie und grinste ihn an, als hätte er ihr den letzten Avocado-Toast aus dem Kühlschrank genommen. „Kein Problem“, fügte sie hinzu, „aber dafür schuldet ihr mir euer erstes Kind.“

Herr Rapunzel war ein Typ der praktischen Denke, also sagte er einfach „Deal“ und verschwand mit einem Arm voll Rapunzelkraut. Schließlich dachte er sich: *Wer braucht schon Kinder? Die sind eh nur laut und ruinieren deine Möbel.*

Gesagt, getan: Ein paar Monate später wird das Kind geboren – natürlich ein **Mädchen**, weil Jungs keine epischen Haarprobleme haben. Die Hexe tauchte sofort auf, nahm das Kind und gab ihm einen Namen, der so einfallsreich war wie eine Packung Cornflakes: **Rapunzel**.

Das Mädchen wuchs heran, und mit „wuchs“ meine ich, sie bekam die längsten Haare, die man sich vorstellen kann. Wie das passierte? Frag nicht. Vitaminüberdosis? Magische Haarspülung? Irgendwas in der Richtung. Die Hexe, die anscheinend keine Ahnung von Erziehung hatte, dachte, es wäre eine super Idee, das arme Kind in einen Turm ohne Tür zu sperren, weil – ja, warum eigentlich? Vielleicht wollte sie den Rekord für die schlechteste Vormundin aller Zeiten brechen.

Jeden Tag kam die Hexe zum Turm und schrie: „**Rapunzel, lass dein Haar herunter!**“, woraufhin das Mädchen ihre zwei Kilometer langen Zöpfe aus dem Fenster warf, damit die Hexe daran hochklettern konnte. Wie ihre Kopfhaut das aushielt? Tja, Märchenlogik, schätze ich. Wahrscheinlich hatte sie ein Haarwuchsmittel mit Stahlseileffekt.

Eines Tages kam ein **Prinz** des Weges. Der Typ war gelangweilt und hatte gerade nichts Besseres zu tun, als in den Wald zu reiten. Als er den Turm entdeckte und die Hexe beim Hochklettern sah, dachte er sich: *Das sieht so aus, als könnte es interessant werden.* Am nächsten Tag schlich er sich zum Turm und versuchte es selbst: „Rapunzel, lass dein Haar herunter!“

Rapunzel, die anscheinend nicht besonders gut im Erkennen von Stimmen war, ließ ihre Haare ohne große Nachfrage herunter. Der Prinz kletterte rauf, und anstatt in Panik zu geraten, fragte Rapunzel nur: „Wer bist du? Und warum benutzt du mein Haar als Strickleiter?“

Der Prinz grinste nur und sagte: „Hey, ich bin der Held dieser Geschichte. Wollen wir heiraten?“

Rapunzel, die wahrscheinlich nicht viele soziale Kontakte hatte – außer einer Hexe, die zu oft in ihren Haaren hing –, stimmte sofort zu. Schließlich, was könnte schon schiefgehen, wenn man einen zufälligen Typen heiratet, der sich an deinen Haaren hochgezogen hat? Das ist praktisch das Märchenäquivalent von einem schlechten Tinder-Date.

Sie planten ihre Flucht. Der Plan? Der Prinz würde ihr jedes Mal ein Stück **Stoff** mitbringen, damit sie sich eine Strickleiter nähen konnte. Ja, wirklich. Eine **Strickleiter**. Anscheinend war das das Beste, was sie sich einfallen lassen konnten.

Doch Rapunzel, die, wie wir inzwischen festgestellt haben, nicht die Hellste war, erzählte der Hexe eines Tages völlig beiläufig: „Übrigens, meine Haare sind so toll, dass ein Prinz daran hochklettern will!“

Die Hexe rastete natürlich völlig aus. Sie schnappte sich eine Schere – wahrscheinlich die größte Schere, die es gibt, um all diese Haare zu kappen – und schnitt Rapunzels Zopf ab. Dann verbannt sie Rapunzel in eine öde Wüste, was klingt, als hätte die Hexe ein sehr kreatives Google-Maps-Ziel gewählt.

Als der Prinz zurückkam und statt Rapunzels Haar nur die Hexe vorfand, ließ er sich aus Schreck direkt aus dem Turm fallen. Weil das Märchen aber noch nicht düster genug war, fiel er auf einen Busch voller Dornen und **erblindete**. Ja, richtig gehört. Dornen. Und dann war er blind. Schwarzer Humor? Check.

Der Prinz irrte blind durch die Welt und suchte Rapunzel, bis er sie eines Tages zufällig in der Wüste fand – natürlich völlig ohne Plan, weil er blind war. Rapunzel sah ihn, weinte vor Freude und... *ihre Tränen heilten seine Blindheit*. Klar doch. Weil Tränen dafür bekannt sind, medizinische Wunder zu vollbringen.

Und so lebten sie glücklich bis an ihr Lebensende. Der Prinz? Mit einer Frau, die ihre Haare nicht mehr als Seil benutzen konnte. Rapunzel? Wahrscheinlich mit einem riesigen Trauma und einer sehr kurzen Frisur.

Moral der Geschichte? Wenn dir jemand deinen Salat klaut, überleg dir besser einen vernünftigen Preis dafür – und achte darauf, dass niemand dabei seine Augen an Dornen verliert.

Das tapfere Schneiderlein  
  
Es war einmal ein Schneider, der – wie viele von uns – nicht wirklich Lust hatte, ernsthaft zu arbeiten. Stattdessen saß er an einem heißen Sommertag in seiner winzigen Bude, schnitt ein Stück Brot ab und beschloss, ein bisschen Marmelade draufzuschmieren, weil… warum nicht? Schließlich war er ein Mann von feinem Geschmack. Doch bevor er seinen königlichen Bissen genießen konnte, kam eine Horde Fliegen vorbei und landete genau auf seiner Marmelade.

"Na toll", dachte der Schneider sarkastisch. "Nicht nur, dass ich arm bin, jetzt muss ich auch noch mein Essen mit Fliegen teilen." Doch anstatt sie einfach zu verscheuchen wie ein normaler Mensch, griff er nach einem Lappen und – *klatsch!* – erschlug gleich sieben auf einen Streich.

„SIEBEN AUF EINEN STREICH!“ rief er, als hätte er den Lotto-Jackpot geknackt, anstatt ein paar Insekten plattgemacht zu haben. Und weil er ein Typ mit einem gewissen Hang zur Selbstdarstellung war, stickte er sich gleich diesen Satz auf einen Gürtel. Der Rest der Welt musste schließlich wissen, dass er der Held war, der sieben… Fliegen… auf einen Schlag erledigt hatte.

"Jetzt reicht's mir hier", murmelte der Schneider. "Die Welt muss erfahren, was für ein krasser Typ ich bin!" Und weil Größenwahn und Dummheit oft Hand in Hand gehen, machte er sich auf den Weg in die große weite Welt – bewaffnet nur mit seinem Gürtel, ein bisschen Käse und einem alten Vogel, den er zufällig in seine Tasche steckte. Man weiß ja nie.

Nach kurzer Wanderung – und einer ordentlichen Portion Selbstbewusstsein, die nur durch völlige Ahnungslosigkeit zustande kommt – begegnete er einem riesigen **Riesen**. Der Riese sah ihn an und dachte sich: *Was will dieser Floh hier?* Doch bevor er auch nur ein Wort sagen konnte, zeigte der Schneider stolz auf seinen Gürtel und verkündete: "Sieh mal her! Sieben auf einen Streich!"

Der Riese, dessen Lesefähigkeiten offensichtlich nicht die besten waren, interpretierte das Ganze völlig falsch und dachte: *Sieben Menschen auf einen Schlag? Dieser Typ ist gefährlich!*

"Beweisen!" grunzte der Riese. Weil ja jeder Riese in Märchen mindestens einen IQ von Zimmertemperatur hat, dachte er sich eine Reihe idiotischer Tests aus, um die Stärke des Schneiders zu überprüfen. Als Erstes sollten sie einen Stein zerquetschen. Der Riese nahm einen Felsbrocken, drückte einmal kräftig und zerbröselte ihn. *Wow, beeindruckend*, dachte der Schneider sarkastisch. Doch anstatt sich einschüchtern zu lassen, nahm er einfach den Käse aus seiner Tasche und zerdrückte ihn. Die Molke lief aus und der Riese war überzeugt, dass dieser kleine Mann tatsächlich stärker war als er.

„Oh, das war gar nichts“, sagte der Schneider großspurig, während er sich insgeheim darüber freute, dass der Riese so blöd war wie ein Sack Schrauben.

Als nächstes sollten sie Bäume ausreißen – weil das ja eine typische Freizeitbeschäftigung in Märchenwäldern ist. Der Riese riss einen Baum samt Wurzeln aus dem Boden und grinste triumphierend. Der Schneider jedoch, der keine Lust hatte, sich die Finger schmutzig zu machen, suchte sich einen kleinen Baum aus, hieb ihn mit einem Messer ab und sagte: „Ich bin so stark, ich trage meinen Baum samt Krone und Wurzeln.“

Der Riese, beeindruckt von dieser absurden Logik, wollte nicht noch mehr lächerliche Wettbewerbe verlieren, also schlug er vor, zusammen in einer Höhle zu übernachten. Klar, was könnte schon schiefgehen?

Als die Nacht hereinbrach, legte sich der Riese gemütlich auf ein Bett aus Felsbrocken. Der Schneider, der eine Ahnung hatte, dass er in dieser Geschichte eventuell als Knautschzone enden könnte, machte sich lieber ein Bett auf dem Dachboden der Höhle. Und tatsächlich: Mitten in der Nacht versuchte der Riese, den kleinen Kerl mit einem massiven Felsblock zu zerquetschen. Am nächsten Morgen stand der Schneider jedoch frisch und fröhlich auf und sagte: „Mensch, was für ein erholsamer Schlaf!“

Der Riese, der jetzt ernsthaft nervös wurde, beschloss, dass dieser kleine Mensch besser verschwinden sollte, bevor er noch mehr Ärger macht. Also führte er den Schneider zu einem **König**, der auch nicht die hellste Kerze auf der Torte war. Der König, der von den Heldentaten des Schneiders gehört hatte – oder besser gesagt, von seinem Gürtel – war nicht gerade begeistert, dass dieser Typ in seiner Nähe war. Also gab er ihm eine Aufgabe, die ihn sicherlich umbringen würde: „Befreie mein Reich von zwei Riesen, die alles zerstören!“

Der Schneider, der so viel Angst vor Riesen hatte wie vor einem Teller kalten Spinat, nickte und marschierte los. Als er die beiden Riesen fand, die schnarchend im Wald lagen, holte er seinen Geheimtrick heraus: Steine. Ja, Steine. Er warf sie auf die Riesen, bis diese aufwachten und sich gegenseitig für die Störung verantwortlich machten. Das endete natürlich in einem handfesten Riesen-**Fight Club**, und bald darauf lagen beide tot am Boden, weil, wie wir wissen, Riesen keine Konfliktlösungsstrategien haben.

Der König war perplex. Aber er wollte den nervigen Schneider immer noch loswerden, also schickte er ihn auf eine noch unmöglichere Mission: „Fang ein wildes Einhorn!“

Ein Einhorn. Ja, richtig. Ein wildes Einhorn, das anscheinend zufällig im Schlosswald herumlief. Der Schneider, der inzwischen mit seinem Glückszustand irgendwie Frieden geschlossen hatte, ging los und benutzte seine schlaue Taktik: Er stellte sich einfach vor einen Baum und wartete, bis das dumme Einhorn mit seinem Horn gegen den Baum rannte und stecken blieb. *Was für ein majestätisches Wesen*, dachte der Schneider und band das Einhorn gemütlich fest.

Aber das war noch nicht alles. Der König wollte ihn auch noch losschicken, um ein wildes **Wildschwein** zu fangen, weil… warum nicht? Aber auch hier triumphierte der Schneider. Das Wildschwein rannte in eine Kapelle und der Schneider schloss einfach die Tür hinter ihm ab. Tada! Job erledigt.

Der König hatte jetzt keine Ausreden mehr. „Na gut“, sagte er widerwillig, „dann heiratest du halt meine Tochter.“

Die Prinzessin war nicht gerade begeistert von diesem Deal, aber hey, wer will schon in einem Märchen sein Schicksal selbst bestimmen? Also heiratete sie den Schneider, der sich jetzt offiziell für den coolsten Typen im Königreich hielt.

Doch die Geschichte endet nicht hier. Eines Nachts hörte der Schneider seine neuen Diener flüstern: „Der Kerl ist doch nur ein Schneider. Wie konnte er all das schaffen? Wir sollten ihn nachts einfach packen und über die Mauer werfen!“

Der Schneider, der inzwischen einen sehr empfindlichen Schlaf hatte, rief aus dem Bett: „Sieben auf einen Streich! Ich habe Riesen getötet, Einhörner gefangen und Wildschweine gezähmt – glaubt ihr wirklich, ihr könnt es mit mir aufnehmen?“

Die Diener, die offenbar auf das Niveau des Riesen abgestiegen waren, rannten schreiend davon. Und so lebte der Schneider weiter als König, weil jeder zu viel Angst hatte, ihm zu widersprechen – und das alles wegen ein paar toter Fliegen.

Moral der Geschichte? Wenn du jemals jemanden beeindrucken willst, reicht es völlig aus, eine riesige Lüge zu erzählen und dabei so überzeugend wie möglich auszusehen. Ach ja – und Marmelade ist lebensgefährlich.

Der Wolf und die sieben Geislein

Es war einmal eine Mutter Ziege, die sieben Geißlein hatte. Wie jede verantwortungsvolle Mutter dachte sie sich: *Was mache ich, wenn ich mal weg muss? Oh, ich weiß, ich lasse meine Kinder allein in einem Haus mitten im Wald und hoffe, dass nichts Schlimmes passiert.* Genialer Plan, wirklich.

Also rief sie die kleinen Geißlein zusammen und sagte mit ernster Miene: „Kinder, ich gehe einkaufen. Und bevor ihr auf dumme Ideen kommt: Da draußen läuft ein **Wolf** herum. Er wird versuchen, euch zu fressen. Aber keine Sorge, ihr müsst ihn nur an seiner tiefen Stimme und seinen schwarzen Pfoten erkennen. Super einfach, oder?“

Die Geißlein, die anscheinend noch weniger gesunden Menschenverstand hatten als ihre Mutter, nickten brav und dachten sich: *Ja klar, das kriegen wir hin!*

Kaum war die Mutter draußen, klopfte der **Wolf** schon an die Tür und versuchte es mit seiner tiefsten Bassstimme: „Macht auf, meine lieben Kinder, eure Mutter ist da!“

Die Geißlein hörten diese dröhnende Bariton-Stimme und fingen an zu lachen. „Du bist nicht unsere Mutter! Die klingt eher wie eine überdrehte Opernsängerin, wenn sie schlechte Laune hat. Verschwinde, Wolf!“

Der Wolf, der scheinbar auf solche Situationen vorbereitet war (wahrscheinlich durch jahrelange Arbeit als Trickbetrüger), lief direkt zum Bäcker und ließ sich einen Schluck Honig geben, um seine Stimme aufzuhellen. *Ziemlich clever, für einen Wolf mit dem IQ eines Toastbrots*, dachte er sich stolz.

Zurück bei den Geißlein versuchte er es erneut, diesmal in einer viel höheren Stimmlage, die irgendwo zwischen „Helium-Unfall“ und „zu viel Kaffee“ lag. „Macht auf, meine lieben Kinder, eure Mutter ist zurück!“

Die Geißlein, zwar skeptisch, aber offensichtlich nicht die hellsten, hätten ihn fast reingelassen, bis eines rief: „Zeig uns deine Pfoten!“ Denn ja, sie hatten wenigstens eine Sache behalten, die ihre Mutter ihnen beigebracht hatte. Der Wolf, entlarvt durch seine verräterischen schwarzen Pfoten, fluchte innerlich und schlich sich davon.

Natürlich hätte er jetzt einfach aufgeben können, aber das wäre zu einfach. Also ging er zum örtlichen Müller und ließ sich die Pfoten mit weißem Mehl bestäuben. *Weißmehl – das perfekte Verbrechen!*

Dritter Versuch. „Macht auf, meine süßen Geißlein! Eure total sorglose Mutter ist zurück!“ Diesmal sahen die Geißlein die weißen Pfoten und dachten sich: *Na gut, warum nicht?* Schließlich hatten sie keine Lust mehr, ständig auf der Hut zu sein.

Der Wolf trat ein – und es dauerte keine zwei Sekunden, bis das Chaos losbrach. Die Geißlein rannten wild durcheinander, als ob sie gerade erst gemerkt hätten, dass es eine schlechte Idee war, die Tür aufzumachen. Eins versteckte sich im Schrank, eins unter dem Tisch, eins sprang in den Ofen (weil das ja der sicherste Ort ist). Der Wolf, der offensichtlich schneller war als seine Opfer, packte eines nach dem anderen und fraß sie, als wären sie Häppchen auf einer Party.

Sechs Geißlein weniger und ein zufriedener Wolf später war das letzte Geißlein – das cleverste der Gruppe – noch sicher in der Uhr versteckt. Der Wolf, vollgestopft wie nach einem All-you-can-eat-Buffet, hatte keine Lust mehr auf Versteckspiele und trottete zum nächsten Baum, um ein Nickerchen zu machen.

Als die Mutter Ziege endlich zurückkam (wahrscheinlich nach einer ausgiebigen Shoppingtour), sah sie das Desaster: Das Haus war verwüstet, und von ihren Kindern war nur noch eines übrig. „Was ist passiert?!“ schrie sie.

Das letzte Geißlein, leicht traumatisiert und voller Schuldgefühle, erzählte die ganze Geschichte. Die Mutter war natürlich empört. „Das werden wir dem Wolf zeigen!“

Jetzt wird’s richtig absurd: Anstatt Hilfe zu holen oder, ich weiß nicht, einfach wegzuziehen, schnappten sich Mutter Ziege und das überlebende Geißlein eine Nadel, Faden und eine Schere und machten sich auf den Weg, den Wolf aufzuspüren. *Weil DIY-Projekte ja immer die Lösung sind.*

Als sie den Wolf fanden, der unter einem Baum lag und schnarchte wie ein Traktor, sahen sie seinen gewaltigen, prall gefüllten Bauch und beschlossen, ihn einfach aufzuschneiden. Weil das anscheinend eine völlig normale Sache ist, die man tun kann, ohne dass der Wolf aufwacht.

Drinnen, im gemütlichen Inneren des Wolfes, fanden sie die sechs Geißlein, die völlig unversehrt und erstaunlich gut gelaunt waren – als ob das Verschlucktwerden nur eine Art Abenteuerurlaub gewesen wäre.

Mutter Ziege fackelte nicht lange: Sie ersetzte die Geißlein durch ein paar große Steine, nähte den Wolf sorgfältig wieder zu und wartete auf das große Finale. Als der Wolf schließlich aufwachte und merkte, dass irgendwas in seinem Bauch nicht stimmte, wankte er zum Brunnen, um Wasser zu trinken. Die Steine, die schwerer waren als die moralische Schuld in dieser Geschichte, zogen ihn natürlich ins Wasser, wo er jämmerlich ertrank.

Mutter Ziege und ihre Kinder standen am Brunnenrand und jubelten, während der Wolf sein letztes Blubbern von sich gab. Und dann, weil das Leben weitergeht, kehrten sie nach Hause zurück, als wäre nichts gewesen.

Moral der Geschichte? Wenn du einen Einbrecher in deinem Haus hast, brauchst du keinen Notruf – nur Nadel, Faden und ein paar strategisch platzierte Steine. Oh, und iss nicht zu viel auf einmal.

Frau Holle

Es war einmal eine Witwe, die hatte zwei Töchter. Die eine war hübsch, fleißig und natürlich – wie sollte es anders sein – die Stieftochter. Die andere war hässlich, faul und, Überraschung, die leibliche Tochter der Witwe. Die Stieftochter, nennen wir sie einfach mal *das Aschenputtel des Waschbretts*, durfte den ganzen Haushalt schmeißen, während die leibliche Tochter den ganzen Tag… naja, nichts tat. Vermutlich war sie auf TikTok, aber das spielt hier keine Rolle, denn wie wir wissen: Arbeiten ist nur was für Leute ohne nennenswerte Beziehungen.

Eines Tages passierte das, was immer passiert, wenn man stundenlang an einem alten Spinnrad sitzt – der Faden riss. „Na super!“, dachte das Mädchen sarkastisch, „Das wird wieder Ärger geben.“ Aber wie jede gute Märchenfigur suchte sie natürlich nicht nach einer realistischen Lösung. Nein, sie streckte ihre blutigen Finger in den Brunnen, um das Spinnrad zu reinigen. Weil das ja völlig logisch ist.

Und zack! Sie fiel in den Brunnen. *Bravo! Was für eine großartige Methode, um die Arbeit zu vermeiden.*

Aber anstatt zu ertrinken oder sich einfach den Kopf zu stoßen, landete sie in einem hübschen, kleinen Paralleluniversum – wie man das eben so macht, wenn man in einem Brunnen landet. Hier begann ihr „Abenteuer“, oder besser gesagt, eine unerträgliche Reihe von Aufgaben, bei denen sie, wie erwartet, das Opfer des Märchen-Workaholismus wurde.

Als Erstes begegnete sie einem sprechenden **Ofen**, der sie darum bat, das Brot herauszunehmen, da es sonst verbrennen würde. *Natürlich*, dachte sie sich, *ich falle durch einen Brunnen, und das erste, was ich tun darf, ist zu backen. Danke, Schicksal, du hast echt einen grandiosen Sinn für Humor.*

Sie machte brav, was der Ofen wollte – schließlich hatte sie ja auch nichts Besseres vor, außer vielleicht, ihre Freiheit zu genießen oder, ich weiß nicht, zurück in die Realität zu kommen. Aber nein, stattdessen ging es weiter zur nächsten absurden Station: einem sprechenden **Apfelbaum**, der so voller reifer Äpfel war, dass er sie fast anflehte, ihn zu schütteln. *Klar*, dachte sie, *weil Obsternte genau das ist, was man sich nach einem harten Sturz durch einen Brunnen wünscht.*

Auch das machte sie natürlich, weil Gehorsam und Fleiß in Märchen ungefähr genauso hoch angesehen sind wie Faulheit in der realen Welt. Nachdem sie auch diesen lächerlichen Auftrag erfüllt hatte, stolperte sie schließlich über das Haus von **Frau Holle**, der mysteriösen Alten mit einem Faible für Bettwäsche und Wetterphänomene.

„Wenn du bei mir arbeitest und meine Betten ordentlich ausschüttelst, sodass die Federn fliegen, dann schneit es auf der Erde“, erklärte Frau Holle, als wäre das die natürlichste Sache der Welt. Und das Mädchen? Natürlich nickte sie eifrig. *Bettenschütteln für Schnee – völlig logisch. Warum nicht?*

Also arbeitete sie für Frau Holle, schüttelte jeden Tag die Betten und sorgte dafür, dass die Menschen auf der Erde nicht ins Schwitzen gerieten. Die Arbeit war hart, aber hey, zumindest schien Frau Holle nicht die launische Hexe zu sein, die man in solchen Geschichten erwarten würde. Doch nach einer Weile dachte sich das Mädchen: *Hmm, irgendwie wird's langweilig hier im himmlischen Haushalt. Vielleicht sollte ich doch nach Hause zurück.*

Frau Holle, ganz die großzügige Arbeitgeberin, führte sie zum Ausgang. Und da passierte es: Das Mädchen wurde plötzlich mit **Gold überschüttet**. Ja, richtig gelesen – Goldregen! Weil, wie wir alle wissen, in Märchen harte Arbeit tatsächlich *belohnt* wird, was in der echten Welt natürlich genauso oft vorkommt wie Einhörner auf dem Weg zur Arbeit.

Als sie mit ihrem neuen glitzernden Look nach Hause kam, war die Stiefmutter begeistert. Natürlich nicht, weil sie das Mädchen so sehr liebte, sondern weil: **Gold!** Sofort beschloss die Mutter, auch ihre faule Tochter in den Brunnen zu werfen. Denn wenn man eines aus Märchen lernt, dann das: Schlechte Erziehung zahlt sich aus, solange man clever genug ist, seine Kinder in die richtige Richtung zu schubsen.

Die faule Tochter, die so viel Lust auf Arbeit hatte wie ein Kater auf ein Schaumbad, ließ sich widerwillig auf das Abenteuer ein. Doch anstatt ihre Aufgaben zu erfüllen, verweigerte sie dem Ofen das Brot, ignorierte den Apfelbaum und verweigerte Frau Holle das Bettenschütteln. Stattdessen beschloss sie, einfach nichts zu tun, in der Hoffnung, dass auch sie am Ende mit Gold belohnt würde. *Denn warum sollte Fleiß in Märchen auch einen Unterschied machen?*

Doch als sie den Ausgang erreichte, geschah das Unvermeidliche: Anstatt mit Gold überschüttet zu werden, bekam sie **Pech** über den Kopf gegossen – und zwar so richtig dickflüssiges, klebriges Pech, das so schnell nicht wieder abging. Aber hey, sie hatte sich ja auch nichts anderes verdient.

Zurück zu Hause wurde sie von ihrer Mutter und der goldenen Stieftochter angeschaut wie der Hund nach einem Regenspaziergang. Natürlich hatte das faule Mädchen jetzt das Pech ihres Lebens, und die Moral war mal wieder klar: *Wer nicht hören will, muss kleben.*

Und so lebten sie nicht wirklich glücklich bis ans Ende ihrer Tage, aber zumindest mit der Gewissheit, dass man besser keine faulen Ausreden sucht, wenn es ums Bettenschütteln geht.